

IM AFFEKT

Hochmut kommt vor dem Nobelpreis

VON FLORIAN KELLER



«Dass ich Hymnen an die Schönheit schreibe, lass ich mir gerne sagen, denn die sind alle konkret und philosophisch und auch supergeil formuliert.» Das hat er aber supergeil formuliert, der Peter Handke, in einem der langen Interviews, die der österreichische Journalist André Müller über die Jahrzehnte mit ihm geführt hat. Und solche Hymnen an die Schönheit liest man natürlich immer gern, weiss Handke: «Meine Bücher sind für mich das reinste Lesevergnügen.»

Schön für ihn! Und auch interessant: Der Poet des Augenscheins hat so viel Zeit, dass er zwischen dem Schreiben seiner eigenen Bücher locker dazu kommt, seine eigenen Bücher auch noch zu lesen. Ob Handke daneben auch fremde Bücher liest? Vermutlich schon, aber wohl nur die von Toten, denn: «Ich kenne niemand Lebenden, der so reine Literatur macht wie ich. Alle anderen verbreiten bloss Meinungen.» Eine hohe Meinung von sich selbst hat dieser Dichter, und das war lange, bevor ihm der Literaturnobelpreis zugesprochen wurde.

«Ich möchte lieber ahnen statt wissen», sagt Literat Handke. Und verachtet den Journalismus dafür, dass er wissen will.

Ein Jammer nur, dass diese Auszeichnung längst nichts mehr wert ist. Sagt wer? Sagte der Preisträger selber, schon vor zwölf Jahren: «Spas beiseite, ich glaube, dass der Nobelpreis, zumindest der für Literatur, schon seit längerem nichts mehr zählt.» Handke hatte damals sogar eine Idee, wie das Preisgeld besser zu investieren wäre: «Man sollte das Geld wieder der Nobel-Stiftung geben und damit Waffen herstellen, wie es ursprünglich war.» Supergeil auch in seinem Sarkasmus, der Mann. Wobei, wer serbischen Kriegsverbrechern hofiert, sollte mit solchen Gags vielleicht etwas vorsichtiger sein.

Aber was soll das überhaupt sein, «reine Literatur»? Bei Handke kann man das vielleicht an einem Wort zeigen. In seinem Kriegstagebuch «Unter Tränen fragend» (2000) titulierte er die serbische Reporterin Biljana Srbljanovic, die aus Belgrad für den «Spiegel» berichtete, als «Kriegsbraut». Reine Literatur! Im Gespräch mit Müller beschimpft er die Frau ganz unliterarisch als «Westhure».

AUF ALLEN KANÄLEN

Jenseitige Summen

Der Kampf um die Übertragungsrechte im Fussball wird mit viel Geld geführt – meist öffentlichem.

VON ETRIT HASLER

2019 ist das wohl langweiligste Wahljahr seit langem. Zum Glück gibt es da noch Jacqueline Badran, die irgendwann mit einer Schnapsidee hereinplatzte. Anfang Oktober enervierte sich die Zürcher SP-Nationalrätin im «Blick» darüber, dass das öffentlich-rechtliche Fernsehen die Fussball-EM 2024 womöglich nicht mehr zeigen könnte, weil die Übertragungsrechte für SRF zu teuer sein könnten. Sie forderte kurzerhand, dass «alle Sportereignisse von Schweizer Interesse im Free-TV zu sehen sein müssen».

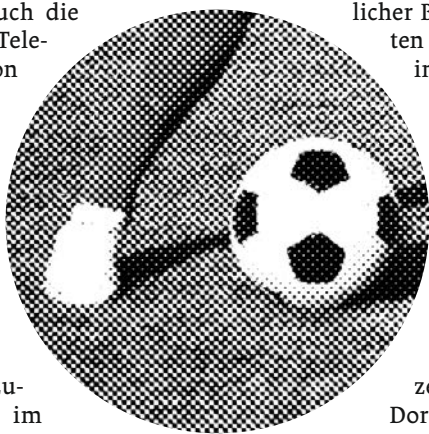
Kosten sind geheim

Ganz unrecht hat Badran nicht: Es war eine grosse Aufregung letzten Sommer, als bekannt wurde, dass die Schweizer Fussballliga sowie neu auch die Champions League von Teleclub, der im Besitz von Swisscom ist, übertragen werden – während dem öffentlich-rechtlichen SRF nur noch ein paar wenige Spiele bleiben. Der Grund dafür ist banal: Es war für die SRG immer schwieriger geworden, im Wettbewerb um die überbezahlten Sportrechte weiter mitzuspielen, schon bevor ihr im Kontext der No-Billag-Initiative in vorausgehendem Gehorsam die Budgets gekürzt wurden.

In den letzten Jahren wendete die SRG für die Sportübertragungsrechte im Schnitt pro Jahr 48 Millionen Franken auf. Wie viel davon in den Fussball floss, ist unklar. Fakt ist, dass die Schweizer Fussballliga ihre Übertragungsrechte für insgesamt 40 Millionen Franken verkauft hat – den Löwenanteil davon wird wohl Teleclub bezahlt haben, der die meisten Spiele überträgt. Wie viel die Rechte an der Champions League zusätzlich kosten, ist geheim. Bekannt ist jedoch, dass das deutsche ZDF 54 Millionen Euro pro Saison bezahlte, um achtzehn Spiele pro Jahr zu zeigen. Seit der Saison 2018/2019 überträgt das ZDF gar keine Champions-League-Spiele mehr.

Die Summen sind jenseits, wie so manches im Spitzensport – und wie die «Handelszeitung» schon letzten Herbst schrieb, ist zu «bezweifeln, dass der Verkauf dieser bezahlten Sportereignisse für sich allein betrachtet rentabel ist». Vielmehr gehe es den Bezahlenden darum, ihre Ausgaben über den Verkauf von Empfangsboxen und Programmpaketen wieder hereinzuholen – was die SRG nicht kann.

In einem funktionierenden Markt könnten das öffentlich-rechtliche Fernsehen an sich den kommerziellen Sport getrost den Privatsendern überlassen. Doch in der Schweiz gibt es keinen funktionierenden Medienmarkt. Der ehemalige Spielfilmsender Teleclub gehört längst der Swisscom, seit 2017 zu hundert Prozent, die «unabhängigen» Regionalfernseher Tamedia, der NZZ- und der AZ-Gruppe. Diese überleben mit wenigen Ausnahmen nur dank der Radio- und Fernsehgebühren. Der einzige private Sender, der noch in irgendeiner Form konkurrieren könnte, ist Mysports One, das von UPC – früher Cablecom – gestartete Sportfernsehen. Dieses hat dem SRF die Rechte für Eishockey abgejagt, so wie es Teleclub im Fussball getan hat. Anders formuliert: Es ist ein Markt, der mit grösstenteils staatlicher Beteiligung am Leben erhalten wird – und wenn die Player im Kampf um Sportübertragungsrechte einander überbieten, treiben sie die Preise mit öffentlichen Geldern in die Höhe.



Die «grossen Vier»

Wie es in einem «funktionierenden» Medienmarkt aussehen kann, zeigt das Beispiel England. Dort begann die Geschichte des modernen (lies: kommerziellen) Fussballs mit einem Streit um die TV-Rechte. Weil die «grossen Vier» des englischen Fussballs über die Einnahmen aus der Fernsehübertragung unzufrieden waren, drohten sie Ende der achtziger Jahre damit, eine eigene Liga zu gründen. 1992 wurde die Premier League als eigenständiges Unternehmen im Besitz der Klubs gegründet und handelte unabhängig vom britischen Fussballverband FA Übertragungsrechte aus. Mit Erfolg: Erhielten die Klubs 1988 noch knapp 60000 Pfund im Jahr, sind es heute im Schnitt über 8 Millionen Pfund für jedes Spiel der Liga. Die öffentlich-rechtliche BBC zog sich aus dem Live-Fussball zurück und zeigt heute nur noch die Weltmeisterschaften. Geschadet hat es ihr kaum. Mit einem Marktanteil von 31 Prozent ist sie immer noch die grösste aller britischen Fernsehstationen – auch ohne Premier und Champions League.

Wenn Jacqueline Badran sagt, dass bei der aktuellen Entwicklung in der Schweiz ein Teil des Service public verloren gehe, hat sie natürlich recht. Doch ein Wettbewerb zwischen Sendern in staatlichem Besitz nützt niemandem – ausser natürlich den Rechteinhabern.

OLGA TOKARCZUK

Die Seele verständlich machen

Gute Nachricht für Polen: Eine regierungskritische polnische Autorin erhält den Literaturnobelpreis. Aber nur vier Tage später gewinnt die rechtskonservative Partei PiS die Parlamentswahlen.

VON JAN OPIELKA



Der personalisierte Gegenpol zur national-traditionalistischen PiS: Literaturnobelpreisträgerin Olga Tokarczuk. FOTO: THILO SCHMUELGEN, REUTERS

Dieser Preis ist so wirkmächtig, dass ihn selbst die nationalkonservative Partei Recht und Gerechtigkeit (PiS) nicht diskreditieren konnte: Als vergangenen Donnerstag die Nachricht von Olga Tokarczucs Gewinn des Literaturnobelpreises 2018 über die Newsticker lief, bekamen die JournalistInnen des staatlichen (PiS-)Fernsehsenders TVP bestimmte rote Köpfe. Denn wie sollten sie – nur vier Tage vor der Parlamentswahl – in den Hauptnachrichten die Würdigung der 57-jährigen Schriftstellerin darstellen, die mit ihrer von Antinationalismus durchtränkten Literatur eine stimmig gewaltige PiS-Kritikerin ist? Sie entschieden sich für eine «Umarmung» und zeigten Tokarczucs Nobelpreis als letzten Teil einer Trilogie einer «Woche voller guter Nachrichten für Polen» – nach der Abschaffung der Visumpflicht für PolInnen bei Reisen in die USA sowie der Wahl des PiS-Politikers Janusz Wojciechowski zum EU-Agrarkommissar. Garniert wurde der Bericht mit einer Aufnahme von PiS-Chef Jaroslaw Kaczynski aus dem Jahr 2016, in der er sagte: «Ich lese gerade Tokarczucs «Jakobsbücher», auch wenn die Autorin darüber überrascht sein mag.»

«Reg dich, beweg dich»

Dieses Bekenntnis mag nicht nur die Autorin überrascht haben. Denn Tokarczuk ist zuzusagen der personalisierte Gegenpol zur national-traditionalistischen PiS. Ihr vielfältiges Werk bildet einen Kontrapunkt zum engen Narrativ der Kaczynski-Formation. Während dieses etwa das reine Heldentum der PolInnen während des Zweiten Weltkriegs anpreist, spricht Tokarczuk über die Beteiligung Polens an der Ermordung von JüdInnen. Während Kaczynski die katholische Lehre als die Quintessenz des Polnischen rühmt, jenseits derer «nichts als Nihilismus» sei, schreibt Tokarczuk, etwa in den kürzlich auch auf Deutsch erschienenen «Jakobsbüchern», vom multireligiösen Erbe ihres Landes. Und wo die PiS mit aller Macht den nationalen Mythos als sicheren Rückzugsort vor der Welt verkündet, da bietet die Psychologin Tokarczuk die «Unrast» (2009 auf Deutsch erschienen) als Gegenmodell an: ein dem Menschen eingeschriebenes Bedürfnis, die Welt zu erkunden, um der Starre zu entkommen. «Reg dich, beweg dich, los, Bewegung, Unrast. Nur so kannst du ihm entkommen. Er, der die Welt beherrscht, hat keine Macht über die Bewegung, weiss, dass unser Körper in Bewegung heilig ist», schreibt Tokarczuk in dem Buch, für das sie 2018 den renommierten Booker International Prize erhielt.

Von Gegensätzen lebt auch Tokarczucs Literatur: «Sie konstruiert ihre Romane in einer Spannung zwischen kulturellen Gegensätzen; Natur versus Kultur, Vernunft versus Wahnsinn, Mann versus Frau, Heimat versus Entfremdung», so die Jury bei ihrer Begrün-

dung für die Vergabe des Literaturnobelpreises. Nur vier Tage nach der Auszeichnung bestätigten mehr als acht Millionen ihrer Landsleute bei den Parlamentswahlen die Macht der PiS. Dass solch sich scheinbar widersprechende Ergebnisse fast zeitgleich stattfinden, mag Zufall sein – und doch repräsentieren sie zwei Momente eines zusammengehörenden Ganzen.

C. G. Jung als privater Meister

Tokarczucs bisheriges Opus magnum sind «Die Jakobsbücher» (2014); an den über tausend Seiten hat sie fast sechs Jahre gearbeitet. Es ist, als wäre gerade dieses Werk, das die so schillernde wie geheimnisvolle Vita des jüdischen Mystikers Jakob Frank im 18. Jahrhundert nachzeichnet, eine Art Antidot gegen den national-autoritären Zeitgeist, und zwar nicht nur in Polen. «Frank prägte die Geschichte der jüdischen Diaspora mit, doch er wird darin wie Luther in der katholischen Kirche behandelt – als Verursacher der gefährlichsten Spaltung», schreibt der polnische Kritiker Przemyslaw Czaplinski. «Er gehört zur Geschichte aller Staaten Mitteleuropas aus der Zeit des 18. Jahrhunderts – Polen, Russland, Österreich, Deutschland –, doch keine dieser Geschichten kann ihn in eine gemeinsame Sprache übersetzen.» Tokarczuk sei dies gelungen, «doch es war methodischer Wahnsinn notwendig, um den Roman zu beenden», so Czaplinski. Tokarczuk selber sagt: «Die «Jakobsbücher» haben mich so erschöpft, dass ich dachte, dass mir die Worte fehlen würden, um je wieder irgendetwas zu schreiben.»

Doch sie schrieb weiter. Inspiration für die Schaffung ihres inzwischen ein gutes Dutzend Prosawerke und Essaybände umfassenden Werks findet sie beim Schweizer Psychologen Carl Gustav Jung (1875–1961), den sie als ihren «privaten Meister, der das benennt, was ich ahne», sieht. Die Konzeption Jungs sei ein «Grenzbereich von Psychologie, Theologie, der Versuch, einen gemeinsamen Nenner mit moderner Physik zu finden, die Anknüpfung an Traditionen der Philosophie und Mystik», die zudem durch das Denken des Ostens bereichert werde. «Aus der Psychologie sollte – und ich glaube, dass es geschehen wird – eine Disziplin entstehen, die versucht zu verstehen, was die Geistigkeit der Seele ist», schrieb sie bereits in den neunziger Jahren.

Ihre eigene Literatur ist heute ein bedeutender Teil jener Disziplin, die die Seele verständlicher macht – und ihre Stimme nun umso mehr eine, die auch jenseits des verfassten Wortes Gewicht hat. «Wir sind in einer Situation mit einer ganz klaren Wahl zwischen Demokratie und Autoritarismus», sagte sie am Freitag. Das bedenkliche Wahlergebnis dürfte sie künftig auch literarisch verarbeiten.

Die Bücher von Olga Tokarczuk erscheinen auf Deutsch seit neuestem im Zürcher Kampa-Verlag.